

Nr. 56. Bromberg, den 22. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Martin wendete sich ab. Langsam ging er zu seinem Koffer hinüber, hob ihn auf und schritt davon, schlank und gelenk von Gestalt und doch wie unter einem Joch gehend.

Lukas warf den rechten Arm weit über den Rücken der Kuh, an das Tier gelehnt stand er und sah Martin nach. In seinem Leben war nie ein Zug so bitteren Ernstes in seinem Gesicht gewesen. Über der Stelle, wo er und Rosa standen, wölbte sich ein schwarzer, regendrohender Himmel. Sie führten in einer dumpfen, schleppenden Art ein Gespräch.

„Geht er ganz fort?" fragte Rosa. Sie trat von der andern Seite an die Kuh heran, hager und eckig stand sie neben dem Vater und blickte wie er dem Bruder nach.

„Ganz", sagte Lukas.

„Wohin?" fragte sie wieder.

„Das weiß ich nicht."

Nach einer Weile, eben als Martin zwischen den noch kahlen Ostbäumen einer Matte verschwand, begann sie wieder: „Wenn er sich ein Leid antut!"

Lukas sah noch immer geradeaus. „Hundert würden es tun an seiner Stelle. Er hat zuviel süßes Leben gekostet, als daß er es leicht wegwürfe." Dann wendete er sich langsam nach Rosa um. „Eine Familie wie wir ist wie ein Leib. Wenn ein Glied daran faul ist, muß man es wegschneiden, scharf weg, dicht am Gelenk. Darum haben wir jetzt den Martin weggeschnitten."

Das war Wort für Wort langsam und wohlüberdacht hingesprochen, Rechtfertigung und Erklärung zugleich.

„Es ist also wahr?" fragte Rosa. „Das mit dem fremden Mädchen?"

„Mehr ist wahr", sagte Lukas. Dann mochte er nicht mehr davon sprechen. Er hob an, die Kuh loszubinden und führte sie in den Stall.

Langsam verging dann der Tag und sein Werk. Christian und seine Frau kamen vom Kollerhaus heruntergelaufen, hatten durch Longinus von Martins Weggang gehört und wollten das Warum und das Wohin wissen. Lukas sprach nicht davon. Aber Rosa gab Auskunft. Vielleicht zum erstenmal seit Christians Verheiratung saß die Schwester mit ihm und seiner Frau zusammen. Sie erzählten und redeten und wurden eifrig, als aber Lukas über sie kam, verstummten sie, lenkten das Gespräch auf andres und trennten sich bald.

Der schwere Tag verging in einem häßlichen und dunkeln Abend mit Regenschauern und kalten Windstößen. Keine Sterne kamen, es war ein unwirsches, freudloses Wetter. Da ging Lukas zum zweiten Male dem Haus des Kapitäns zu. Das Mitleid mit Brigitte und die Empfindung, daß es seine Pflicht sei, ihr beizustehen, drängten ihn. Er näherte sich dem Gartentor und sah das Mädchen von weitem dort stehen, bleich, mit nassem Haar und Gesicht. Sie hielt eine Laterne in der Hand und mochte eben von der Straße zurückgelaufen sein, denn ihre Schuhe waren kotbedeckt, ihr Kleid klebte an ihrem Leibe. Es fiel ihm ein, daß er im Näherkommen einen Ruf gehört hatte, und eben als er in den Schein ihres Lichtes trat, erscholl wieder ein solcher: „Vater!"

„Brigitte!" sagte er.

Als sie ihn erkannte, verließ sie die Fassung und sie schluchzte auf.

„Der Vater ist fort," sagte sie. „Ich weiß nicht, wohin. Seit zwei Stunden suche ich ihn jetzt. Er war so sonderbar den ganzen Tag, wie verwirrt, ließ keinen Menschen ins Haus, verschloß alles. Er — er schämte sich, sagte er immer. Auf einmal gegen Abend sah ich ihn von meinem Zimmer aus drüben an der Lände stehen. Ich lief gleich hinüber, aber er war nicht mehr da. Jetzt habe ich ihn überall gesucht — und — —"

Lukas faßte ihren Arm. „Du frierst, den Tod kannst du dir holen so," und er führte sie ins Haus.

„Ich will den Vater suchen gehen," sagte er dann. Aber da schon war es in ihm, daß kein Unglück allein kam, daß es den alten Fries überworfen hatte, daß — der See war zu nah!

Sie waren in die Stube getreten.

„Wenn — wenn er in den See gegangen wäre," stammelte Brigitte. Lukas führte sie im Dunkeln nach dem Sofa. Dann machte er Licht. Ihre Augen blickten ihn mit einem Ausdruck des Elends an.

„Lege dich zu Bett, Kind," sagte er, „oder kleide dich wenigstens um. Und dann — habe Geduld, bis ich Bericht bringen kann."

Er wollte sich der Tür nähern, aber sie kam hinter dem Tisch hervor und hielt ihn zurück: „Glaubt Ihr, daß der Vater tot ist?" fragte sie.

„Du mußt nehmen, was kommt, Mädchen," gab er zum Bescheid. Dabei hielt er ihre beiden Hände fest in den seinen. Sie ging nach dem Sofa zurück, ließ sich nieder und sah mit in Tränen schwimmenden Augen zu Boden.

Als er unter die Tür trat, kam ihm eine neue Sorge. „Du wirst warten, Brigitte," sagte er und sah sie ernst und gerade an. „Du wirst nichts Törichtes tun, während ich fort bin."

Sie verstand ihn gleich und hob die nassen Augen zu ihm. Es lag eine große Keuschheit und eine schlichte Kraft in ihrer Haltung. „Ich weiß, daß es Sünde wäre," sagte sie. „Ich könnte es nicht tun."

Da ging er, und obwohl an diesem Tag viel auf ihn eingedrungen war, weitete sich ihm die Brust, als ob er gewonnen, nicht verloren hätte. Neben Martins Verworfenheit leuchtete Brigittens Reinheit wie etwas Weihevolles.

Die ganze Nacht forschte Lukas Hochstraßer nach dem verschwundenen Kapitän. Im Dorfe hatte ihn niemand gesehen. Von St. Felix kam Nachricht zurück, daß er auch nicht auf dem letzten Schiffe gesehen worden sei. Als der Morgen kam, fanden sie ihn nahe der Lände im Wasser an einer Stelle, wo der See nicht tief war. Lukas war der erste, der ihn sah. „Er muß einen Fehltritt getan haben," sagte er zu denen, die nachher herbeikamen, und wußte, daß sie es ihm zu Herrlibach nachsagen würden: Verunglückt war der Kapitän! Als sie den Körper hoben und das Wasser aus dem seidenweichen, schönen weißen Haar rann, wollte es Lukas wie Zorn ankommen. „Ich hätte dich für stärker gehalten, du", redete er innerlich den Toten an. Aber plötzlich kam ihm die Erinnerung zurück, wie die Tochter in des alten Mannes Leben das Einzige und Höchste gewesen, mit einem Schlage ermaß er, was in Gotthold Fries gewühlt haben mochte. Der Verstand des ohnehin einsamen und wenig geselligen Mannes hatte sich umdüstert und im Übermaß seines Kummers, wie in einem Rausche taumelnd, hatte er sich wohl fast unwissentlich dem Tod in die Arme geworfen!

Lukas ließ den Toten im Boote gebettet liegen, damit Brigitte ihn vom Hause aus nicht sehen sollte, ehe er sie vorbereitet. Dann ging er zu ihr. Sie stand in einem schwarzen Kleide in der Stube, sah ihn an und dann an sich nieder. „Seht Ihr", sagte sie, ehe er noch sprechen konnte, „ich habe es schon gewußt." Sie war seltsam gefaßt, mochte wohl die lange Nacht hindurch mit ihrer Angst und ihrem Kummer gerungen haben und trug nun die stille Würde eines schweren Sieges an sich.

„Wir werden ihn bringen", sagte Lukas, und sie antwortete, eine Nebentür in der Wohnstube öffnend: „Hier hinein wollen wir ihn legen, auf sein Bett, wo er immer gelegen hat."

Als sie eine Viertelstunde später mit dem Leichnam kamen, Lukas voraufgehend, damit er dem Mädchen beistehe, wenn der Schmerz es übermannen sollte, kam sie ihnen bis an die Haustür entgegen und hielt selbst die Tür für sie offen. Schlank, das Gesicht von scheinender Weiße, stand sie in ihrem schwarzen Kleide da. Wohl rannen ihr dann und wann ein paar Tränen über die Wangen, als sie des Vaters ansichtig geworden und nun neben den ihn tragenden Männern in seine Schlafstube ging, aber sie zeigte eine so hohe und ergebungsvolle Gefaßtheit, daß die Männer, als sie am Totenbett ihre Häupter entblößten, dies vielleicht ebenso in fast unbewußter Ehrfurcht vor der stillen Kraft der Tochter wie aus Andacht vor dem Tode taten. Brigitte bettete den Vater in dem schönen, neuen, weißen Linnen, mit dem sie sein Bett bezogen hatte, zurecht, über eines seiner Lider, das nicht ganz geschlossen war, fuhr sie mit einer sachten Berührung ihrer Hand. Als sie mit dieser, in ihrer liebevollen Sorglichkeit fast feierlichen Pflichterfüllung zu Ende gelangt war, trat Lukas aus der Reihe der Männer und reichte ihr zum Zeichen des Beileids und nach Ortssitte die Hand. Da wollte das Leid über sie Herr werden und sie schluchzte, ließ Lukas' Hand nicht los, während die Bauern ihr einer nach dem andern die Rechte gaben, und Lukas hielt sie mit einem Arme umfaßt und stützte sie, so daß die von Herrlibach ihn und das Mädchen an diesem Tage zum erstenmal wie Vater und Tochter nebeneinander stehen sahen und ohne es zu wissen empfanden, was später im Dorfe oft die Rede ging, daß selten zwei so starke und klare Menschen wie diese beiden sich zusammengefunden. Die Bauern verließen darauf das Haus, Lukas jedoch nahm Brigitte mit sich in die Wohnstube und besprach mit ihr vieles, was zu geschehen hatte. Sie saßen einander am Tisch gegenüber. Brigitte redete nicht viel, aber wenn Lukas ihr zurechtlegte, wie das und jenes, des Vaters Begräbnis und ihre, Brigittens, eigne Angelegenheiten zu ordnen seien, gab sie in schlichten Worten Bescheid. Unmerklich klärte und glättete sich vor ihrem Blick vieles, was wie eine dunkle Wirrnis gewesen war, und während Lukas ihr Erklärung und Rat gab, ging sie in dieser Stunde gleichsam an seiner festen Hand in ein neues Leben über und begann den Weg nicht mutlos, sondern mit derselben Gefaßtheit und Ergebenheit, mit denen sie vorher den toten Vater empfangen hatte. Lukas sah, daß sie in allem auf ihn baute und seiner nicht entbehren mochte, und versprach ihr, vom Herrlibacher Rat die Vormundschaft über sie, die noch Unmündige, zu erwirken, versprach auch, ihr eine junge Magd zu schicken, die er für sich selbst anzunehmen gedacht hatte und deren Fröhlichkeit und Verständigkeit er rühmte, und wollte selber noch am gleichen Tage wieder nach ihr sehen kommen. Selbst im Gehen aber tat er noch ohne Wissen ihr eine Wohltat an, indem sein Blick sie warm und voll aufrichtender Stärke traf, so daß ihre Trauer den ganzen Tag über nicht zu Klage und Kleinmut sank, sondern daß ihr immer noch war, als fühlte sie Lukas' starken Arm stützend um sich gelegt. —

Wie Lukas Hochstraßer versprochen, geschah es. Der Herrlibacher Rat übertrug ihm bereitwillig die Vormundschaft über Brigitte, und er stand ihr in allen Tagen, die kamen, zur Seite. Sie begruben Gotthold Fries, und Brigitte schritt neben Rosa in den Reihen der Frauen, die im Leichengeleite gingen, während Lukas an die Seite des zum Begräbnis hergereisten Verwandten Brigittens sich gestellt hatte. Dermaßen zeichnete er vor allen Leuten das Verhältnis des Mädchens zu seinem Hause als so fest, wie wenn Martin seine Braut schon heimgeführt hätte. Die Ruhe und Überlegenheit, mit der er all das ordnete, dämpfte das Reden und Lästern, das im Dorf angehoben hatte, wo Martins plötzliches Verschwinden nicht unbemerkt geblieben war und wo man bald heraus hatte, daß irgendeine Verbindung zwischen seiner Flucht aus Haus und Heimat und des alten Kapitäns Tod sein müßte. Die freie und offene Art, mit der Lukas sich zu Brigitte, und die Anhänglichkeit und das Vertrauen, mit der diese zu ihm sich bekannte, nahmen der üblen Nachrede das Geifernde und Häßliche. Ja, es geschah das Seltene, daß die Hochachtung, welche die beiden den Leuten abzwangen, der letzteren Klatschsucht daniederhielt, so daß das ganze Dorf mit einem Zartgefühl, das die Allgemeinheit sonst nicht kennt, bald über das schwieg, was so viel Anlaß zum Reden hätte geben können.

Martha, die Magd, die Lukas Brigitte zur Gesellschaft und Stütze zu geben versprochen, zog am Tage vor dem Begräbnis zu dem Mädchen. Es war, als ob ein frischer Luftzug mit ihr durch die Tür käme und dem Hause darauf nicht mehr entränne. Sie war ein vierschrötiges Menschenkind mit starken Hüften und einem breiten, den Oberkörper vornüberwiegenden Gang, spärlichem schwarzem, am Hinterkopf in dünnen Flechten aufgestecktem Haar, aber sie hatte ein Gesicht, das der Herrgott sich zur Freude nicht schöner aus Weiß und Rot und Schwarz hätte malen können. Das Gesicht war weiß, Wangen und Mund rot, die schwarzen Brauen lagen in schön geschwungener Linie über den Augen. Während die Wangen pausbacken waren, hatten Mund und Nase einen feinen und edlen Schnitt. Die schönen braunen Augen blickten froh und offen, und mit ihrer kurz angebundenen Art zu reden tat sie Brigitte in den schweren Tagen, die diese lebte, oftmals wohl, indem sie sie trüben Gedanken durch ein ungewöhnliches und freies, frisch von ihr springendes Wort entriß.

Die Tage gingen.

Die Lücke, die im Herrlibacher Menschentum mit dem Wegsterben des Kapitäns entstanden war, füllte sich rasch an andrem Ort aus. Barbara, Christian Hochstraßers Frau, genas eines Knaben. Christian zog sich noch mehr zu seinem Weibe und auf das Kollergut zurück; hatte dort genug zu tun und ließ auf dem größeren Besitztum den Vater walten. Mit weiten Schritten ging Lukas durchs Haus und über sein Land, und mit weiten und festen Schritten ging er durch das Leben derer, die zu seinem Hause gehörten. Wenn er um ihn war, erwachte der versonnene David zur Wirklichkeit, fand sich in die Arbeit, vielleicht auch in eine Freude hinein, Rosas Herbheit und Verschlossenheit mußte vor des Vaters klarem Wesen ihre Schärfe verlieren, und Brigittens Trauer wich, solange jener ihr nahe war oder solange sie das Wirken seiner Hand empfand. In Christians Haushalt redete er nicht hinein. Er sah alle Kleinlichkeit, alle fast sündhafte Engherzigkeit, mit denen Christian und sein Weib ihr Leben gestalteten. Seine Art war so verschieden von der ihren, daß sie sich nicht zusammenfinden konnten, aber er zürnte ihnen nicht. Mochten sie nach ihrer Art selig werden! Es blieb ihm jedoch auch nicht verborgen, daß die zwei Geizigen auf dem Kollergut nicht vorwärtskamen, und er trachtete daher danach, sein eignes Haus fest und fester zu bauen und seine Erträge zu mehren, immer mit der Aussicht: Deinen Kindern soll es zugute kommen! Er dachte dabei nicht nur daran, daß für Christian, falls er einmal den Heimweg suchen möchte, eine Tür offen bleiben sollte, sondern es faßte ihn zuweilen auch eine Art Ahnung, daß Julian, sein Ältester, mit Weib und Kind eines Tages heimflüchten möchte; denn die Hohlheit, die in dieses Sohnes Haushalt war, erschien ihm fast bedenklicher als die Sparsamkeit des Zweiten.

Es ereignete sich in diesen Tagen, daß ein Brief von Julian seine Befürchtungen steigerte. Der letztere, über den kürzlichen Zwist mit dem Vater leicht hinweggehend, schrieb in einem hohen und sorglosen Tone, daß ihm seine Stellung als Sekretär des Waisenamtes gekündigt worden sei zu einer Zeit, da er selbst zu kündigen beinahe entschlossen gewesen, daß er aber durch das Vertrauen der Arbeiterpartei bereits wohlbesoldete Beschäftigung innerhalb der Parteileitung selbst gefunden, sich nun viel freier fühle, auch Aussicht habe, nach und nach in eine einflußreiche politische Stellung zu rücken.

Lukas Hochstraßer legte den Brief beiseite und ging an sein Tagewerk zurück. Er tat es frei und freudig und wußte sich bereit, wenn die Jungen seiner bedurften. Dabei trat auch das Bild Martins flüchtig vor seine Seele. Er hatte ihn mit raschem Schnitt von seinem und der Seinigen äußeren Leben abgetrennt; aus seinem Innersten konnte er ihn nicht so leicht losreißen. Er sah ihn irgendwo sich im Gewühl von Menschen verlieren. Ob er unterging, ob ihm aufhalf, was er ihm in seiner Stube Auge in Auge vor dem Abschied ins Gewissen geredet, wer wußte es! Aber die Tür heimzu sollte auch ihm offen bleiben, wenn er als ein anderer wiederkommen konnte.

So wachte Lukas Hochstraßer über seinem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die fünf Sinne.

Kürzlich wurde in einer Großstadt ein staatliches Gebäude eingeweiht, dessen Fassade mit vier symbolischen Figuren geschmückt ist, die indes viel zu wünschen übrig lassen. In einer Gruppe von Personen, die in die Betrachtung der Bauwerke vertieft sind, ruft einer plötzlich:

„Aber was zum Teufel stellen die Figuren dar?"

„Das sind die fünf Sinne", antwortet ein anderer.

Worauf der erste erwidert: „Aber wie können es denn die fünf Sinne sein, wenn es doch nur vier Statuen sind?"

„Gerade deshalb", sagt der andere, „denn wie du siehst, fehlt der „Geschmack"!"

P. P.

Mit Oedön beim Einkauf.

Von Ernst Mandowsky.

Oedön — übrigens ein Freund von mir — gehört zu jenen sympathischen Menschen, die sich über die eigenen, teils witzigen, teils sarkastischen Bemerkungen unendlich zu amüsieren pflegen. Ich nun amüsiere mit meinerseits über Oedöns Amüsement immer riesig, — dadurch ist mir der Junge wirklich ans Herz gewachsen. Gestern war wieder so eine Sache.

„Du, ich muß mir mein Pickel erschießen.“ Damit begrüßte er mich. Das hielt er für die wichtigste Nachricht, die er mir mitzuteilen für nötig erachtete. Er hatte tatsächlich ein Furunkel am Kinn.

„Mich schmerzt das entsetzlich.“

„Also, erschieß es dir, ich meine, drück' es dir aus.“

„Nein — nein — das dauert und schmerzt zu lange. Ich schieß es mir ab. Momentsache so. Vom Drücken kann gar keine Rede sein. Höchstens den Revolverhahn . . .“

Mir kam schon öfter der Gedanke, daß Oedön zu jenen Leuten gehört, in deren Unterbewußtsein ständig und energisch der Wille pocht, zu schießen, egal wen, egal was, ihnen ist die Auslösung der Geste und der darauf folgende Effekt des Niederknallens geradezu Lebensbedürfnis, und es schmerzt sie fast körperlich, diesen Trieb unterdrücken zu müssen. Oedön faselte nämlich schon einige Male, und dann immer ganz zusammenhanglos von Revolvern und dergleichen. Jetzt schien ihm das Pickel am Kinn ernstlich weh zu tun. Er sprach eine Viertelstunde lang kein Wort. Nachdem wir so eine Weile gegangen waren, sagte er plötzlich: „Komm, wir müssen jetzt hier links einbiegen, ich weiß dort ein Waffengeschäft.“

Ich muß gestehen, daß ich nicht besonders erstaunt war. Ich mußte an noch verrücktere Sachen denken, die Oedön sich oft — allerdings im vollen Bewußtsein seiner Überspanntheit — geleistet hatte. Vor einem Schaufenster blieb er stehen.

„Da schau, also welchen hältst du für meinen besonderen Zweck am geeignetsten?“

Wir berieten und schauten uns interessiert die Auslage an. Doppelflinten, Damenrevolver, Dolche, Schlagringe. Eine Art Pappschächtelchen, wie man sie auch für Christbaumschmuck zu verwenden pflegt, waren mit einem wohlgeordneten Dutzend Patronen gefüllt. Über dem ganzen Idyll schwebte ein ausgestopfter Fasan. Ich riet zu dem hübschen kleinen Ding mit Perlmutterbeschlag.

„Gut!“ sagte Oedön. „Komm hinein.“

Wir traten ein und irgendwo klingelte es. Gleich darauf kam aus dem Hintergrund ein Herr nach vorn zu uns, wo es hell war. Er war äußerst elegant und exakt gekleidet.

„Womit kann ich dienen?“

Erst als er diese Frage stellte, fiel mir auf, daß er quer über dem Mundwinkel die Narbe eines Schmisses sitzen hatte, denn durch die kleine Verschiebung seiner Lippen lispelte er auf geringe, doch eindringliche und interessante Art. Außerdem gewahrte ich auch jetzt, daß sein Halsfleisch keine schlechte Naht aufwies. Dann hörte ich Oedön reden.

„Bitte, was kostet das kleine Ding da im Fenster, das mit dem Perlmutterschmuck?“

„Fünfundvierzig Pengö. Der Herr haben sich da etwas Ausgezeichnetes ausgesucht. Ein Modellstück ist das.“

Er brachte das Revolverchen und warf es mit graziöser Bewegung, die nicht frei von Stolz war, vor uns auf den Ladentisch. Jetzt sah man es erst: es war tatsächlich ein auffallend schönes Stück.

„Wozu benötigen der Herr die Waffe?“

„Hier, dieses Furunkel abzuschießen.“

Sicherlich hatte der lispelnde, elegante Herr hier schon oft hinter seinem Ladentisch derartige Reden mitanhören müssen. Er ließ sich von Oedön absolut nicht verblüffen.

„Ausgezeichnet! Ich wußte, daß der Herr Bescheid wissen. Diese Art hier, von der der Herr sich eins ausgesucht hat, wird fast ausschließlich zum Furunkeltöten verwendet. Erst gestern verlangte eine Dame zufällig zu demselben Zweck einen Revolver. Ich empfahl ihr einen von diesem System — es ist dafür das geeignetste.“

„Hm . . .“ machte Oedön. „Vielleicht führen Sie ihn mir mal vor, — bitte ihn mal auszuprobieren!“

Der Herr mit dem getrockneten Schmiß war nun doch starr:

„Wie meinen? . . .“

„Ich meine, daß ich den Revolver gerne einmal in Funktion gesehen hätte.“

„Aber das geht doch nicht, daß ich hier Schießübungen veranstalte!“

„Bitte, seien Sie nicht kindisch. Wenn ich mir Handschuhe kaufe, probiere ich sie, die Eisenbahn, die ich gestern meinem kleinen Jungen schenkte, ließ ich mir vorführen, bevor ich sie kaufte, also warum soll ich mir gerade bei einem Revolver die Katze im Sack anschaffen, was?“ Oedön war ernstlich wütend geworden.

In diesem Augenblick packte auch mich das Entsetzen. Denn ich sah, wie Oedön den Revolver vom Ladentisch riß, ein paar Kugeln aus einem Kasten, den der Verkäufer zum Mitverpacken schon bereitgestellt hatte, zerrte, lud, zur Ladentür stürmte, sie aufriß und in die belebte Straße knallte. Schweißtriefend standen wir hinter ihm und sahen ihm zitternd zu. Mit lächelndem Munde schoß er zunächst eine Laterne entzwei, dann einem Herrn ein Loch in den grauen Hut. Dann kamen im Eilschritt Polizisten über den Fahrdamm.

Durch ein Nebenhaus kam ich wieder auf die Straße. Ich sah noch den Menschenauflauf.

Komisch, noch nie ging es, wenn man sich mit Oedön auch nur für eine Minute traf, ohne Polizei ab.

Die ideale Gattin.

Eine Zeitung in Kanada legte ihren männlichen Lesern die Frage vor: „Welche Eigenschaften muß die ideale Gattin besitzen?“

Die Antworten zeigten, daß die begehrtesten Eigenschaften der „idealen Gattin“ Sparsamkeit, Gutmütigkeit, Sachlichkeit und Aufrichtigkeit sind.

Sparsamkeit. „Eine gute Frau“, so hieß es u. a., „darf keine Schulden machen. Sie darf auch nicht unaufhörlich ihrem Manne vorlamentieren, daß sie nichts anzuziehen habe. Sie muß die „Ausverkäufe“ und „Gelegenheitskäufe“ der großen Warenhäuser ignorieren.“

Gutmütigkeit. „Eine gute Frau muß sich enthalten, übel von ihren Freundinnen, vor allem ihren besten Freundinnen, zu reden. Sie darf auch nicht immer das letzte Wort haben wollen, wenn sie mit ihrem Manne streitet. Sie darf ferner nicht die fixe Idee haben, daß ihr Mann ein Schwachkopf ist, daß sie einen gescheiteren, reicheren, berühmteren und stattlicheren Gatten verdient hätte.“

Sachlichkeit und Aufrichtigkeit. „Eine gute Frau darf es nicht verschmähen, sich um die Küche zu kümmern. Sie muß freimütig ihr genaues Alter angeben, auch wenn sie die Dreißig bereits überschritten hat.“

Das sind so in der Hauptsache die Wünsche der kanadischen Ehemänner. Welches mögen aber wohl ihre Eigenschaften sein, die ihnen nach ihrer Meinung die Berechtigung geben, die vorerwähnten Ansprüche an ihre Gattinnen zu stellen? Hoffen wir, daß demnächst eine Umfrage unter den kanadischen Frauen veranstaltet wird, damit man erfährt, was sie an ihren Ehemännern auszusetzen haben und wie diese nach ihrer Meinung beschaffen sein müßten! Mf.

Der Schlangenstein.

Skizze von Karl Fr. Rimrod.

Doktor Evans nahm als letzter der sechs Herren, die um Oberst Chatams Rauchtisch saßen, den grauen, etwa taschenuhrgroßen Stein in die Hand. Er betrachtete ihn sehr genau und unter Zuhilfenahme eines Vergrößerungsglases. Dann legte er ihn ironisch lächelnd auf den Tisch.

„Mein lieber Chatam, ein ganz gewöhnliches Stück Basalt! Und damit soll man tödliche Schlangenbisse wirkungslos machen können? Ich bitte: Man soll mir als dem Chefarzt der Chirurgischen Universitätsklinik nicht mit derartigem Zeug kommen.“

„Und doch werden Sie es glauben müssen, Evans, denn ich selbst war Zeuge einer solch wunderbaren Rettung, und die Gerettete ist niemand anders als Lady Chatam!“

„Ihre Gattin? Erzählen Sie, Chatam!“

Der Oberst, der fast ein Menschenalter in Indien zugebracht hatte, zögerte ein wenig, aber dann begann er:

„Es mag an die dreißig Jahre her sein. Im tiefen Indien kannte man die Eisenbahnen noch nicht. Man begann gerade damals mit dem Bahnbau, und ich, Hauptmann bei der 4. leichten Walesinfanterie, hatte das Pech, fünf Stunden entfernt von Mulkapor, unserer Garnison, mit meiner Kompanie an die tausend Hindus beaufsichtigen zu müssen, die, um Platz für den Bahndamm zu schaffen, den Urwald rodeten.

Die Arbeiten gingen langsam voran, und ich langweilte mich in meinem Zelt entsetzlich. Meine Leute legten aus Langweile selbst mit Hand an und fällten Bäume.

Eines Abend, meine Leute waren schon beim Abkochen und die Hindus in ihren nahen Dörfern, kam mein Boy mit wichtiger Miene an den Zelteingang und flüsterte etwas von einem Priester, der mich sprechen wolle.

Ich trat hinaus und sah mich einem würdigen alten Herrn in langem Gewand und Bart gegenüber, der mir eine Verbeugung machte. Es war ein Brahmane, ein Priester der Hindus. Ich fragte nach seinem Begehr.

„Hoher Herr," sagte er, „Ihr wollt eine Straße durch den Wald schlagen?"

„Ganz recht."

„Der Verlauf dieser Straße gefährdet Schiwas Heiligtum."

„Wenn Ihr das alte Gemäuer, diese Schlangenbrutstätte, und den entsetzlichen Sumpf mit den scheußlichen Krokodilen mitten im Wald meint, dann habt Ihr recht. Das Gemäuer wird gesprengt, die Krokodile werden erschossen, und den Tümpel schütten wir zu."

Der Alte atmete heftig: „Herr, es ist Schiwas Heiligtum, es sind seine heiligen Tiere — — —"

Na, ich bin kein Unmensch, und nachdem der Weißbärtige eine Stunde oder länger beschwörend auf mich eingeredet hatte, erklärte ich mich bereit, die Straße weiter nördlich zu legen, so daß das Gemäuer und der Tümpel erhalten blieben. Der Alte versprach mir, zweihundert Hindus zur Bewältigung der nun entstandenen Mehrarbeit zu besorgen. Als er ging, dankte er mit tiefer Verbeugung und sagte: „Schiwa wird mit dir sein und mit deinem Hause." Ich muß sagen, daß die Worte in meinem Innern einen fast feierlichen Widerhall fanden.

Die 200 Hindus waren am nächsten Morgen da und arbeiteten fleißig. Ich hatte die neue Richtung bereits angegeben und stand bei meinem Feldwebel, als ein Reiter heranraste und mit einem Satz vom Pferde sprang. Es war ein Sergeant vom Regimentsstab.

„Herr Hauptmann — — — die Lady — — — von einer Kobra gebissen — — — sofort kommen — —"

Dem Manne ging der Atem aus. Mit kurzen Worten übergab ich dem Feldwebel die Kompanie, schon saß ich auf meinem Pferde und jagte davon. Es waren drei gute Reitstunden bis Mulkapor, ich machte es in zwei. Warf dem Boy vor meinem Bungalow die Zügel zu und eilte ins Zimmer meiner Frau.

Leichenblaß lag sie auf dem Ruhebett. Unser Stabsarzt stand daneben, und in der Ecke lag eine Schlange mit zertrümmertem Schädel.

Ich warf mich wie ein Wahnsinniger über mein Weib. Schon fühlte ich sie erkalten. „Doktor, helfen Sie, retten Sie!" brüllte ich wie ein Verzweifelter. Leise fühlte ich des Arztes Hand auf meiner Schulter: „Stark sein, Chatam, hier kann menschliche Hilfe nichts mehr tun. Kobragift!"

Da schrie ich wie ein Kind und bedeckte die blassen Lippen meiner Frau wieder und wieder mit Küssen. Sie lag da wie eine Tote.

Ein Flüstern ließ mich emporschauen. Meine Augen trafen die des weißbärtigen Priesters vom Abend zuvor. Er nahm den Arm der Bewußtlosen und warf einen Blick auf die unscheinbare Bißwunde am Unterarm. Dann zog er die Zunge der Schlafenden ein klein wenig über die Lippen heraus, strich mit dem Finger darüber und preßte dann mit beiden Händen den Stein, den Sie hier sehen, auf die Wunde am Unterarm. Sein Blick ging durchs Fenster in weite Fernen.

So mochte eine Viertelstunde vergangen sein. Plötzlich begann sich meine Frau zu regen. Ihr Gesicht bekam eine natürliche, gesunde Farbe, der Atem ging groß und ruhig...

Der Brahmane nahm die Hände mit dem Stein von der Wunde und lächelte: „Schiwa war mit ihr." Dann ging er still hinaus.

Der Stabsarzt trat aus seiner Ecke zum Lager, untersuchte den Puls, den Blutdruck, die Temperatur. „Chatam, jener Fremde hat Ihre Frau gerettet. Gegen den ist unsere Schulmedizin Stümperei. Good bye!" —

„Das ist die Geschichte, meine Herren. Ich habe den Brahmanen nie wieder gesehen und konnte mir nie erklären, wie er zu gleicher Zeit mit mir am Krankenlager eintreffen konnte. Den Stein hat er mir dagelassen. Und wenn Sie nun mir nicht glauben, lieber Evans, dann fahren Sie nach Oxford und fragen Sie Ihren Kollegen Whistler. Das war nämlich der Stabsarzt."

„Whistler? Alle Teufel, werde mich hüten. Den groben Bruder! Ist aber unser bester Internist."

Die kleine Gesellschaft war ein wenig nachdenklich geworden. Aber dann brachten die Diener den Whisky.



Bunte Chronik



*** Charlestondelirium.** In Nancy artete ein Tanz in einen wilden Charleston aus, der stundenlang dauerte und von dem außer den Gästen des Ballsaals sogar das Personal des Hotels in dem der Ball stattfand, vom Tanzdelirium fortgerissen wurde. Es war kein gesellschaftliches Vergnügen mehr, sondern eine Produktion tanzender Derwische. — Einige Tänzerinnen wurden ohnmächtig, andere mußten in Ambulanzwagen fortgeschafft werden, weil sie sich die Knie zerstoßen und die Füße blutig getanzt hatten.

*

*** Glattes Geschäft.** Bei einem Kaufmann in Halensee brachen jüngst zwei Kerle ein, die zur Fünf-Uhr-Teestunde die ganze Wohnung leer fanden. Sie räumten aus und packten ein, was gut und teuer war. Plötzlich rasselte das Telephon, einer der Gauner ging an den Apparat und meldete sich mit dem Namen des Hausherrn. Eine Pelzfirma war am anderen Ende, die anfragte, ob man den Nutriamantel für die gnädige Frau noch liefern dürfe. Er sei eben erst fertig geworden. Der Gauner war nicht auf den Kopf gefallen und sagte: „Wenn es mit der Bezahlung bis morgen Zeit hat, schicken Sie den Pelz ruhig her, aber es muß rasch gehen." — „Selbstverständlich, wird sofort erledigt." — Und siehe da, wenige Minuten später kam der Bote, gab den Pelz ab und erhielt eine Quittung mit dem Namen des Hausherrn. Dann trollte er sich, während die Einbrecher den schönen Mantel „zu dem übrigen" legten.

*

*** 420 Autos gestohlen.** Die Autodiebstähle nehmen in Berlin in ganz erschreckendem Umfange zu, täglich geht mindestens eine Meldung über einen entwendeten Wagen ein. Fast alle Diebstähle werden auf der offenen Straße ausgeführt, die Gauner springen in den leeren Wagen und fahren davon, ehe der Besitzer oder Chauffeur herbeieilen kann. Im vergangenen Jahre sind in der Reichshauptstadt nicht weniger als 420 Automobile entwendet worden, aber es muß gleich hinzugesetzt werden, daß 416 den Besitzern wieder zugestellt werden konnten. Das sind 99 Prozent! Es ist nämlich an sich vielleicht nicht schwer, ein Auto zu stehlen, aber auch nicht leicht, ein gestohlenes abzusetzen. Deshalb verlegen sich die Diebe seit einiger Zeit mehr auf ältere Wagen, die man sofort verschrotten kann. Auf diese Weise kommen sie rasch zu Geld, während man einen neuen Wagen nicht als Schrottware anbieten kann, ohne sofort Verdacht zu erregen.

*

*** Ein Hundertjähriger macht zum sechsten Male Hochzeit.** „Alter schützt vor Torheit nicht". An dieses Sprichwort fühlt man sich unwillkürlich erinnert, wenn man die Nachricht von dem Manne hört, der mit 100 Jahren zum sechsten Male Hochzeit machen will. Ein Kalifornier ist es, Juan Madana aus Santa Anna. Fünf legitime Frauen hat er bereits gehabt. Seine Auserwählte zählt 56 Jahre. Wieviel Kinder Juan Madana eigentlich hat, darüber weiß er sich nicht mehr genau zu entsinnen, aber er sagt aus, daß er dem letzten mit 90 Jahren das Leben geschenkt hat. Nach seiner Auffassung ist es allein das Verheiratetsein, das den Menschen ein langes und glückliches Leben zu verleihen vermag.

Lustige Rundschau



*** Unter Freundinnen.** „Liebe Emma, erzählte dir Harald vielleicht auch, daß er sich einmal mit mir verlobt hatte?" — „Nein, wenigstens nicht direkt. Er sagte nur, daß er in seinem Leben verschiedene Dummheiten gemacht habe, über die er sich aber mit der Zeit hinweggesetzt habe."

*

*** Freundinnen.** „Dein Bräutigam gefällt mir aber gar nicht, der kann doch noch nicht mal mir und mich unterscheiden." — „Das ist ja noch gar nichts, deiner erst kann mich und dich nicht unterscheiden."

*

*** Überraschende Antwort.** Lehrerin: „Ich werde euch einen Gegenstand beschreiben, und ihr sollt mir sagen, was es ist. Es ist mehr dick als lang, rund in seinem Umfang, hohl, und wenn man es auf eine Anhöhe legt, rollt es von selbst hinunter." — Lieschen: „Das ist mein Papa."

*

*** Er kennt sie.** „Die gnädige Frau läßt dem gnädigen Herrn sagen, sie wäre in zwei Minuten zum Ausgehen fertig." — „Gut, dann wecken Sie mich in einer Stunde."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.